

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 153.

Dienstag, 5. Juli

1927.

(6. Fortsetzung.)

### Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

„Wie dich das Kleid verändert! Nun bist du eine ganz große Dame. Nur fehlt noch das Diadem, ein Kollier oder eine Perlenkette... Hast du denn gar nichts an Schmuck mehr da?“

„Doch, dort in dem Safe... an der Wand hinter den Potterischen Rühen. Ich hab' den Schlüssel dazu.“ Sie suchte den kleinen flachen Schlüssel, nahm das Bild herunter, schloß auf und brachte ein Etui... Sie wählte unter dem bescheidenen Schmuck eine Barockperlenkette und ein paar sehr schöner Japanperlboutons.

„Na, das ist wenigstens etwas... Sicher von Tante Amalie. Ich kenne sie an der Farbe... grau-rosa, viel zu schön für den alten Drachen. Wie dich das kleidet und die Perlen deinen Teint heben... Was sind denn das für Mappen in dem Schrank?“

„Da ist unser ganzes Vermögen drin.“

„Euer Vermögen? Ich denke, ihr habt keins mehr?“

„Es sind nur ein paar Bündel Aktien, die mein Mann dort aufbewahrt und die keinen großen Wert mehr darstellen... Sie sollen später vielleicht aufgewertet werden — und ein paar holländische Kolonialpapiere von Tante Amalie, die sich jetzt nicht verkaufen lassen...“

„Und die läßt er in dem Schrank dort liegen? Kind!! die tut man doch auf eine Bank...!“

„Er will das aber nicht.“

„Gott, seid ihr unpraktische Leute! Spart und darbt und habt dabei ein Vermögen in einem Glasschrank und eines in einem eisernen Safe und alles für den Jungen. Oder für einen Einbrecher, dem es einfällt, hier einzusteigen.“

„Fedor ist nun einmal so... An dem änderst du nichts mehr...“

Marga schloß das Safe, hing das Bild wieder darüber.

Draußen wird ein Hupen laut. Das Signal eines Autos.

„Das ist das Auto“, rief Bianca. „Nun rasch in die Mäntel. Hast du keinen Abendmantel? So nimm einen von meinen. Hier!“

Sie zog eine Schublade des Koffers auf und warf Marga einen silbergrauen, hermelingelegierten Brokatmantel über die Schultern und schlüpfte selbst in ihren grauen Fehmantel...

Es hatte aufgehört zu regnen. Es tropfte nur noch aus schwerem, wolkenbehangenem Himmel. Durch die Straßen ging's in rasender Fahrt. Die weichen Waldwege verwandelten sich in hartgepflasterte Straßen, dann in spiegelndes Asphalt, auf dem Regenlachen glänzten, Laternen glitten reihenweise vorbei, glitzernde Lichtstraßen öffneten sich, die in die schwarze Nacht wuchsen und sich in der Ferne sammelten zu einem Lichtmeer...

Sie fuhren vor dem großen Hotel vor, das bis unters Dach erleuchtet war. Eine Reihe Autos hielt vor dem Portal. Sie sah Damen in hellen Abendmänteln aussteigen, die an der Seite ihrer Männer in das Hotel gingen. Eine Gesellschaft, dachte Marga. Früher bin auch ich hier vorgefahren, und ein Platz an der kristall-

funkelnden, blumengeschmückten Tafel erwartete mich. Vorbei, für immer...

Bianca fragte den Portier nach den Herren.

Sie seien schon nach dem Klub gefahren, sagte der betretene Würdenträger. Ein Zimmer für sie sei bestellt, aber noch nicht frei.

Das Hotel war bis zum Dach beetzt.

Bianca ließ sich den Leiter des Hotels kommen. Währenddessen sah sich Marga um... Dieses ständige Kommen und Gehen in der elegant und behaglich eingerichteten, blumengeschmückten Halle war für sie ein Schauspiel... Kleine Türen öffneten sich und ließen fortwährend Reisende hinein und hinaus. Damen mit festlichen Frisuren, wehende Reiter im Haar, blühende Diademe über der Stirn, fuhren zum Theater oder zu einer Gesellschaft. Sie hatten gefärbtes Haar, waren stark geschminkt und sahen reich, elegant und gepflegt aus. Alle wohnten sie in diesem Luxushotel, bequem, behaglich, ungestört, konnten ihren Neigungen leben, sich ihren Tag einrichten, wie sie wollten. Wessen Gattinnen mochten sie sein? Und diese Männer, die eintraten, brutal und blasfem, den steifen Hut im Nacken, eine Zeitung bei dem Zeitungsverkäufer erstanden, die sie im Gehen entfalteten, diese glattgestriegelten Dandys mit den hellen Samaschen, den modernen Mänteln, eben vom Friseur kommend, pomadisiert, parfümiert, gepudert, was konnten das für Männer sein?

Sie strengte sich an, Nationalität und Stand festzustellen. Kaufleute? Ingenieure, Fabrikanten, Industrielle, Reisende, Agenten?... Viel Ausländer waren darunter. Sie hörte tschechisch, englisch, russisch... Woher hatten diese Russen noch das Geld, in solchen Häusern zu wohnen? Die Blumenfrau machte Geschäfte, die Herren kauften ihr große Sträuße Rosen und Rivieraveilchen ab, die sie verhüllt mitnahmen für ihre Damen.

Seit wann habe ich keine Blumen mehr bekommen? dachte sie. Welcher meiner Bekannten hat noch Mittel, einer Dame Blumen mitzubringen?

Bianca hatte endlich ihr Zimmer bekommen. Sie befahl ein Auto. Der kleine Liftjunge lief unter die Rampe, ein heller Pfiff, und ein blankes Auto stand vor dem Portal. Der dicke Portier, der seinen Regenschirm über ihre Köpfe hielt, geleitete sie bis an den Wagen. Bianca drückte ihm eine Mark in die Hand...

Sie sausten dahin. Erleuchtete Kaffees, aus denen blauer Rauch quoll, menschenüberfüllte Lokale, und neben ihnen glitten die Autos in langen Reihen dahin auf den regennassen Straßen. Auf den Dächern schrien und kreisten die bunten Reklamen, schrieben Worte in die Luft, in den Himmel...

In die Oper strömten die Menschen, lange Auto-reihen hielten vor dem erleuchteten Haus. Einzelne Gefährte überquerten eiligst den breiten glatten Damm... Schutzleute, die ihren Arm erhoben... Straßenbahnen schoben sich vorsichtig durch enge Gassen, an den Ecken wurden Zeitungen ausgerufen, Nachrichten aus aller Welt, Piktasäulen standen da, behäbig und bunt, eingerammt in breite Plätze, umdrängt von Menschen



„Nun, so schlecht kann's uns doch wahrhaftig nicht gehen“, meinte Bianca. „Dieser Abendbetrieb, diese Menschenfülle überall, im Hotel hielt es schwer, ein kleines Zimmer zu bekommen, alles überfüllt, eine Ausstellung, ein Rennen, ein Zirkus, ein Vortragsabend, was weiß ich, was sie herzieht. . . Das ist hier wie überall.“

„Aber wer sind denn alle diese Menschen, die sich aus dem Krieg so viel gerettet haben, daß sie so leben können, abends ausgehen, in Cafés herumhocken, morgens Museen besuchen. . . und am Tag auf Hotelbänken tanzen.“

„Ich weiß es auch nicht“, sagte Bianca. „Sie sind aber da und geben das Geld aus. . . es ist schließlich besser, wenn sie das Geld ausgeben, als es im Stroh zu verstecken. Was wolltet ihr machen, wenn Deutschland nur aus Schiffbrüchigen bestünde?“

Das ist wahr, dachte Marga. . . Aber wer mochten die anderen sein?

Sie schienen in ein neues Viertel gekommen zu sein. Ministerwohnungen mit stillen, leblosen, kühlen Vorgärten, unbewegliche Wachen vor dem Eingang. Das Auto durchquerte einen Lustgarten, bog in eine enge, dunkle Straße ein und hielt vor einem ruhigen Haus.

„Ist hier der Klub?“

„Ja, hier.“

Sie stiegen aus, Bianca berührte die Schelle. Aus der Tür trat ein Herr im Frack.

Bianca gab ihm eine Karte. Mit einer Verbeugung ließ er sie eintreten. Ein strahlend erleuchtetes Vestibül, rechts und links Garderoben, rote Teppiche, rote Tapeten, vergoldeten Stuck. . . Gemurmel von Stimmen drang aus den oberen Räumen.

Sie gaben die Mäntel einem Lakaien in der engen vollgehangenen Garderobe, und nach einem raschen Blick in den Spiegel nahm Bianca ihre Freundin unter den Arm.

Als Marga an der Seite Biancas den hohen, hellen, lichtstrahlenden Saal betrat, mit leuchtenden Augen, angeregt, neugierig und etwas geblendet von der Fülle des Lichtes, das sie in diesem strahlenden Saal empfing, schlank und groß, bemerkte sie, daß alle Blicke sich nicht auf Bianca, sondern auf sie richteten. Die Männer stellten die Sektgläser hin, die Frauen hoben die Vorgnetten.

Wer ist das?

In ihren Kreisen wäre sie nie aufgefallen. Eine Erscheinung, gut gewachsen, schlank, mit reinen Farben, nicht zu großen, aber strahlenden Augen, wohlgeformten, feinen Händen und schmalen Füßen, eine Gestalt, die man sich sehr gut auf einem Pferde Rücken denken konnte, als Diana auf der Jagd. In diesem Kreise fiel sie auf. Nicht wegen ihrer Eleganz, die hier nichts Besonderes bedeutete, sondern durch etwas, das man hier selten zu sehen bekam.

„Wie schlank“, murmelte eine starkbusige Holländerin, in ein weißes Spitzenkleid gepreßt, die ihre Leibesfülle mit allen Wassern und Kuren zu vermindern suchte, ohne sie zu bändigen.

Prinzessin Bianca hatte ihr Äußeres längst diesem exotischen, mondänen Kreise angepaßt. In dieser Umgebung war sie zu Hause.

Aber diese junge Frau. Ohne klassisch schön zu sein oder das Verführerische zu haben, das Frauen anhaftet, die viel geliebt worden sind, fiel sie hier aus dem Rahmen. Sie war hier ein Eindringling. . . für die anderen.

Sie erinnerte sich, ein ähnliches Gefühl gehabt zu haben auf einer Reise in dritter Klasse. Man hatte sie angestarrt trotz ihrer einfachen Kleidung. . . und ein Jüngling mit rotem Haarschopf hatte sich bestrebt, giftige Worte fallen zu lassen über Leute, die früher erster gefahren und sich herabzulassen gezwungen seien, in der dritten zu fahren und bald vierter reisen würden. Sie hatte damals nicht geahnt, was den jungen Mann so gereizt haben konnte. In diesem Augenblick wußte sie es. . . Es war die feindliche Abwehr einer fremden Klasse.

„Ah, da sind die Damen endlich. . .“

Zwei Herren erhoben sich von einem kleinen gedeckten Tisch, der in einer Fensternische stand. . . Beide im Frack, stattlich und sehr groß, der eine blond, schon etwas

fahl, mit beginnendem Embonpoint, der andere mager, dunkel, sehr elegant, schwarzes Bärtchen, etwas stechende schwarze Augen. . .

„Wir kommen vom Ende der Welt“, Bianca zog die Handschuhe aus und warf sie in einen Sessel.

„Nun, dann werden Ihnen die Klustern schmecken“, meinte der Amerikaner.

„Ja, die haben wir verdient und gleich Sekt, wenn ich bitten darf, ich bin halbtot.“ Sie machte die Herren mit Marga bekannt. „Das ist mein alter Freund Jo, und das der berühmte — oder soll ich sagen — berühmte Bräutigam? Und diese schöne Frau habe ich heute aus ihrer Höhle befreit, nachdem der Gatte selbst die Flucht ergriffen hat.“

(Fortsetzung folgt.)

## Waldrants letzte Stunde.

Von Eduard Wienrich (Magdeburg).

Die Abend Schatten des Frühlingstages haben Wald, Feld und See in einen dichten Schleier eingesponnen. Der Wind ging schlafen. Über dunkler Wasserfläche liegen graue Dämpfe. Der Kiefernforst auf mäßiger Anhöhe bildet eine einzige schwarze Masse, vor der nur noch leicht die weißen Stämme der Birken zu erkennen sind. Von hoher Pappel flötet eine Amsel ihr letztes Lied in die Schlummerstunde hinein, dann verschweigt auch sie, und es herrscht Frieden, köstlicher Frieden ringsum.

Am Rande des Sees zwischen Kiefern, Alazien und allerhand Buschwerk liegt ein Fuchsbau. Hell leuchtet der weiße Sandhügel vor der schwarzen Einfahrt, aus der sich der Kopf eines Fuchses hervorschiebt. Waldrant, die alte Fähe vom Geschlecht der Brandfische, hat Mutterjungen. Es ist nicht leicht, fünf hungrige Mäuler zu stopfen, besonders jetzt nicht, nachdem die Hochwasserflut des Vorjahres und das nasse Frühjahr die Feldmäuse so ziemlich ausgerottet haben. „Viel Mäuse, — viel Hasen!“ sagt der erfahrene Jäger, weil er weiß, daß die Junghasen in einem „guten“ Mäusejahre weniger als sonst unter der Raublust des Fuchses zu leiden haben.

Waldrant sitzt vor Malepartus, äugt scharf in die Dämmerung und windet nach allen Seiten. Als sich nichts Verdächtiges feststellen läßt, setzt sie sich auf die Keulen und kratzt sich nach Hundeart erst einmal ergiebig den Hals, weil sie Flöhe hat, unzählige Flöhe, die ihr und ihrem Nachwuchs das Leben sauer machen. Dann schnürt sie den Gang hinunter, hart am Ufer entlang, bis zur alten Pappel, wo zuletzt die Amsel sang. Hier macht sie plötzlich Halt, denn es riecht wunderbar nach Entenbraten. Zweimal hat sie es schon vergeblich versucht, einen der delikaten Vögel zu erwischen. Das Wasser läuft ihr im Fange zusammen, als sie, dicht ins scharfe Schilfgras gedrückt, den Kopf leicht erhob, in den Rohrwald starrt. „Du bist mir nah — und doch so fern“ — mag sie denken, als sie behutsam ins Wasser steigt. Aber kaum hat sie die ersten harten Rohrstängel berührt, da quakt die Entenmutter, die auf ihrem Gelege saß, auch schon wie besessen auf, und knatternd lauft sie davon. — Am Ufer schüttelt sich Waldrant das Wasser aus den Haaren und schleicht den See zur Linken das Tal entlang. Sie nimmt sich fest vor, den Entenvogel, der das Gras wachsen hört und der auf jeder Feder ein Auge hat, künftig in Ruhe zu lassen. Aber satt ist sie bei dem Gedanken jedenfalls nicht geworden, deshalb greift sie sich einen labberigen Frosch, und weil der gar nicht schön schmeckt, sucht sie sich von herabhängenden Weidenzweigen etliche Maikäfer als Nachspeise ab. Dann geht es über den Damm, der quer durch den langgestreckten See nach dem Felde führt.

In der Furche zwischen zwei Saatstücken schnürt die alte Fuchsin entlang. — Zu Stein erstarrt sie plötzlich, als ihr die laute Nachtlust eine wohlbekannte, süße Witterung zuträgt. Ganz klein ist die Alte geworden, Zoll für Zoll schiebt sie sich auf dem Banch voran. Nun liegt sie wie ein Klotz fast vor, kein Haar rührt sich, nur der Unterkiefer macht leise tauende Bewegungen, und weißliche Geschmacksfäden tropfen zur Erde. Vor Freßgier leuchten die Augen phosphorartig, — ein Satz und „güt, güt, güt“ — güt — güt! — schnurrt ein Rebhuhnpaar auf und davon. Waldrant spuckt verdrießlich die Stohlfedern des Herrn Gemahls aus. Es will heute mal nicht gehen, — nichts glückt. Trotzdem streicht sie durchs Feld kreuz und quer. Endlich erwischt sie noch zwei Feldmäuse am hochgelegenen Elbdamm, die sie für alle Fälle für ihre Kleinen aufbewahrt und im Fange mit sich herumträgt.

Nach Osten zu wird es heller, und richtig wäre es wohl, den Heimweg anzutreten. — Wenn der Roggen auf der großen Breite erst noch höher gewachsen ist, will sie ihre Sippschaft dorthin führen; da ist man sicher und wohl-



geborgten, und die kleine Bande wird dort eher selbständig als im Bau.

Im weiten Wiesengefände liegt ein einzelnes Gehöft, aus dem sich Waldrant früher manches Huhn weggeholt hat. Aber das dumme Hühnervolk, das sonst immer in aller Herrgottsfrüh auf den Wiesen spazieren lief, kann nicht mehr heraus, denn Hof und Garten sind von dem Bauer mit Maschendraht eingegattert. Sie weiß das, und trotzdem treibt sie die Erinnerung an verlassene Tage hin. Sie umschleicht gewohnheitsmäßig das Bestium.

Nacht am umfangreichen Weißdornbusch reißt es sie auf einmal herum, ein gewaltiger Satz, und ehe die Henne, die hier auf eigene Faust ihr Wochenbett aufschlug, einen Laut von sich geben kann, ist ihr auch schon der Hals durchgebissen. Sie flattert und strampelt noch eine kleine Weile, indes die Kinder entweder vor Schrecken starr im Neste hocken bleiben, oder ins hohe Gras flüchten, — dann liegt sie still. Die jungen, bunten Dinger werden mit Leichtigkeit gefangen, und trotz allen vielden Protestes an Ort und Stelle aufgefressen. — Der Hofsund aber, der Unrat gemerkt hat, macht jetzt einen Mordsopektakel, deshalb nimmt Waldrant nach beendeter Göttermahlzeit die Henne auf und ist bald darauf in den grünen Saatzfeldern verschwunden.

Nat glüht es am östlichen Horizont. Jubilierend steigen die ersten Leuchten der Sonne entgegen. Wasser werden die Sterne und jenseits des Wassers singen die Anseln, ruft unermüdet der Ruck. Am Seedamme sind schon etliche Männer mit Fischereigerät und Angelszeug erschienen. Da merkt Waldrant, daß ihr der Weg abgeschnitten ist. Lange Zeit noch liegt sie auf der Lauer, aber als sie sieht, wie sich einige Anglerleute in der Nähe des Uberganges aufgebaut haben, und anfangen, aus kurzen Pfeifen dicke Wolken zu paffen, weiß sie, daß weiteres Abwarten keinen Zweck hat. Sie denkt an ihre hungrigen Kleinen, nimmt ihren Raub wieder auf, pirscht sich still und heimlich ans Ufer, durchquert den Rohrbestand und schwimmt hurtig dem anderen bewaldeten Ufer zu.

Aber sie wird bemerkt, denn einer der Männer ruft seinem Kameraden auf der anderen Seite zu: „Achtung, da kommt ein Hund!“ — „Hat sich was mit deinem Hunde, das ist ja ein Fuchs!“ schallt es zurück, und Steine und Erdklumpen fliegen nach dem Tier, das schleunigst Kehrt macht, drüben aber ebenso empfangen wird. So geht das nun dauernd hin und her. Ein Junge, der vom nahen Dorfe kommt, wird zurückgeschickt, um den Jagdvächter zu holen.

Die arme, geplagte Fischin scheint von allen guten Geistern verlassen zu sein, denn bei einem rechtzeitigen Durchbruch wäre sie sicher auf und davon gekommen. Aber eine heillose Angst hat sie gepackt, längst schon hat sie ihre Beute fallen lassen, nur das nackte Leben will sie retten! Immer schwerfälliger werden ihre Bewegungen; man sieht jetzt nur noch den Gang und die kurzen Gehöre aus dem Wasser ragen; sie ist am Ende ihrer Kraft. Nicht lange mehr wird es dauern und die Tiefe hat sie verschlungen.

Da kommt eiligen Schrittes der Jagdvächter heran, die mit großem Schrot geladene Doppelflinte in den Händen. Man läßt Waldrant durch den Rohrwald ans Ufer kriechen, wo sie aus nächster Nähe durch einen Schuß auf den Kopf ins Jenseits befördert wird.

Ein unrühmliches Ende!

## Die Toteninsel.

Von Walter v. Rummel.

Nicht von der Toteninsel Böllins will ich erzählen. Um ihr schönes Urbild flutet heiter das Leben. An dem ionischen Felsenland vorbei fliegen, flattern die beweglichen, schwarzen Rauchschnaken der Dampfer, die mähnenweißen Segel der Handelschiffe, die vogelbunten Lappen der Fischerbarben. Über die blaue, freundliche See winken die Oliven, lächelt die schwere Fruchtbarkeit Korus herüber.

Meine Toteninsel aber schwimmt völlig verlassen, ein vom Sturm geknicktes und auf die Woge geworfenes gelbes, halbverweltes Palmenblatt, mitten in der Unendlichkeit des Stillen Ozeans. Niemand sieht sie den Bug eines Dampfers. Vielleicht ein paarmal im Jahre kommt ein kleiner, elender Segler, wirft, um Wasser und Kokosnüsse zu holen, auf wenige Stunden Anker. Von der lauten, wirbelnden Welt aber verirrt sich kaum der letzte verblaßte Klang unbestimmter Kunde hierher.

Steil und hoch, mauer- und burgartig türmen sich die Finnen schwarzer Felsen und scharf geschliffener Klippen empor. Gelblich, von der selbst den Südländbäumen allzu heißen Sonne erdrosselt, erstiden, verschmachten die Kronen der Palmen. Glasige, verbrennende Siedeluft klimmelt wie flüssig gewordenen Silber um die ausgedorrten Blätter. Noch im Lode rufen sie nach Nachtfrühl und Regen. Kein Mensch am Strande, und, wenn du in die Insel eindringst, wiederum

kein Mensch. Ein kleiner, hellfarbiger Hirsch mit starkem Geweih geht vor deinen Schritten auf, ein Rudel Wildschweine trottet tiefer in den schützenden Busch hinein. Weiter! Dunkle Höhlen tun sich in tiefschwarzen Bergen auf. Falsch, der Wurm, könnte hier wohnen, eine Herde vorinsultlicher Riesenalligatoren reichlich Raum für die plumpen Körper finden. Aber nur ein in seinem Tageschlaf gestörter, aufgeschreckter fliegender Hund hastet eilig davon, streicht dir wie eine gewaltige Fledermaus dicht am Ohr vorbei. Nun zieht er, hoch im Blauen, um die höchste Spitze einer alle anderen Bäume überragenden Kongapalme schweigend seine langgezogenen Kreise. Kein Laut ringsum. Toteninsel.

Erst nach langer Wanderung glückt es, endlich eine kleine, ärmliche Siedlung zu finden, Holzhütten. Sie stehen auf Pfählen, die von der weißen Ameise ausgehöhlt sind. Einige Hühner haften umher, zersauste, federlose, magere, von der Sonnenglut halb aufgezehrte Hühner. Sie gackern nicht und der Hahn kräht nicht, bläht und brüht sich nicht stolz, triecht müde wie seine Hühner am Boden hin. Ein Hund, der nicht bellt, den Schweif einzieht, sich unter eine Hütte versteckt. Nackle, gelbbraune Kinder, die still und schen davon schleichen. Erwachsene, in feierliches Weiß gekleidete Menschen. Sie reden alle nur leise, scheinen keine laute Stimme zu haben. Verzaubert, unwirklich ist das alles, als ob es mit der flachen Hand aus dem Auge weggewischt werden könnte und dann niemals gewesen wäre. Unheimlich scheint in dem geisterhaft hellen Lichte der Mittagssonne der ganze Ort. Ein Dorf Wesenloser, die auf den weißen Aphobeloswiesen des Hades dahinschweben. Toteninsel...

Nota heißt die Marianeninsel, von der ich spreche. Nota? Selbst der Name des Eilandes, das zwischen dem früher deutschen, jetzt japanischen Saipan und dem amerikanischen Guam gelegen ist, dürfte den wenigsten bekannt sein. Dem geschulten Geographen sagt er allerdings nichts Neues. Denn es ist schon lange her, daß die Insel entdeckt wurde. Anfangs des 16. Jahrhunderts, von Elcano, dem Gefährten und Nachfolger des berühmten Magalhães.

Den Ureinwohnern Amerikas brachte die Verührung mit den landenden und eindringenden Europäern unglückliches Elend. Aber viele von ihnen konnten sich gewaltigem Tode durch eilige Flucht entziehen. Nicht so die Eingeborenen der Marianen, die Chamorros. Sie konnten nicht von ihren Inseln wegfliegen. Für sie bedeutete die Verührung mit den Weißen die Vernichtung. Bereits mit ihrer Befehrung begannen die ersten Schwierigkeiten. Der Adel des Landes, noch nicht reif für den Gedanken der Hohen und Niedere umfassenden Gottesgemeinschaft, erhob dagegen Einspruch, daß auch das Volk die Sakramente gespendet bekomme. Die Unlöslichkeit der Ehe, die von den spanischen Mönchen gepredigt wurde, sahen die Inselleute, die Ehemänner, als schweren Eingriff in ihre höchstpersönlichen Rechte an. Die Jungfrauen wiederum wehrten sich gegen die Aufhebung ihrer Versammlungshäuser, in denen sie mit den schönsten jungen Mädchen ein ungebundenes Leben führten. Die Meinungsverschiedenheiten wurden mit den Waffen ausgetragen. Kampf mehrerer Menschenalter. Dann Seuchen und Hungersnot. Enderfolg: Ein Volk von 100 000 Köpfen ist auf fast ganze 4000 zusammengeschrumpft.

Die letzten freien Chamorros aber verließen ihre prächtigen, auf hohen Korallensteinsäulen stehenden Häuser, flüchteten sich nach Nota, suchten, wie der Hirsch der Insel, vor den Hunden, Schuk und Zuzucht vor dem verfolgenden Weißen im unwegsamsten Busch, in den zerklüfteten Bergen, ihren versteckten und schwer zugänglichen Höhlen. Doch ihrer allzu viele haben sich nicht gerettet, und diese wenigen leben in elenden Hütten. Vergessen haben sie in der langen Zeit der Bedrückung alle ihre früheren Künste und guten Eigenschaften. Sie verstehen es nicht mehr, ihre palastähnlichen Häuser zu bauen, sind keine tüchtigen Seefahrer mehr. Trost und Mut des Kriegers ist vergessen, alle Freiheitsliebe erloschen.

Wie ein Alpdruck lag es auf mir, so lange ich in Nota weilte. Die tiefe Schwermut, die über dem Eiland lag, wollte sich auch auf mich herabsenken. Ich atmete erst auf, als freier Raum zwischen mir und der Insel lag, als mein weißes Schiff fröhlich von neuem durchs Blaue stampfte und ein frischer Seewind die Wasser träufelte.

Ein letzter Blick zurück. Erstarrt liegt das Eiland in glühender Sonne. Schutzlos ihren mächtigen Strahlen preisgegeben. Kein Mensch, kein Tier zu sehen auf Nota, der Toteninsel, nicht am Strande, nicht in den Bergen. Eine Klippe, die schon viel gesehen in der Zeit, neigt sich mit schwarzem, uraltem, steinernem Antlitz sorgenvoll nieder zur weissen Palme im sterbensgelben Gesichte, erzählt ihr viel ernste, schwere Geschichten aus längst dahingegangenen Tagen. Dampf spielt die brandende Uferwelle, spielt das unendliche Weltmeer, mit leisen Fingern auf der tausendstimmigen Harfe dunklen, rinnenden Sandes die Begleitmelodie zu den Sagen und Mären.





## Natürliche Atmung, der Weg zur Gesundheit.

Ein Wink für das Wochenende.

Hinaus ins Freie, Wochenende, Sport, Ausspannung — das sind die Schlagworte des Tages und niemand wird die Berechtigung dieser neuen Forderungen bestreiten. Ist es doch eine nicht abzuleugnende Notwendigkeit, daß auf Tage intensiver Arbeit ein Ausruhen folgen muß, daß der Körper das Bedürfnis hat, als Gegengewicht zu der verstaubten und verunreinigten Atmosphäre der Arbeitsstätten in freier Natur dem Organismus jenes Maß von frischer Luft, Licht und Sonne zuzuführen, das zur Gesundheit jedes Menschen unbedingt erforderlich ist.

Da werden dann von allen Seiten die verschiedensten Ratsschläge erteilt, wie dieses Ausspannen des Körpers, dieses Kräftesammeln möglichst zweckdienlich unterstützt werden kann. Sport, sagen die einen, Gymnastik im Freien, rufen die anderen. Doch bei alledem darf nicht übersehen werden, daß es einerseits viele Menschen gibt, denen aus gesundheitlichen Gründen Sport und Gymnastik verboten sind, daß andererseits ein großes Heer von Menschen vorhanden ist, die sich aus reinen Gründen den Sport versagen müssen. Und auch für diese ist die Möglichkeit gegeben, dem Körper die richtige Erholung zuzuführen, ja darüber hinausgehend, im täglichen Leben den Organismus zu stärken und Widerstandsfähiger zu machen. Natürliche Atmung! „Als wenn wir nicht natürlich atmen, so eine Selbstverständlichkeit!“, werden viele sagen. Im Gegenteil, denn wenn es so wäre — die Menschheit wäre bei weitem gesünder, kräftiger — natürlicher. Der Atem ist nicht das Einfachste, wie die meisten denken, er ist das A und O der Gesundheit, er ist das Leben schlechthin. Sobald der Atem einsetzt, beginnt ein neues Erdenleben, sobald er aufhört, den Körper zu durchströmen, können wir nicht mehr von Leben sprechen. Aus den ältesten geschichtlichen Überlieferungen können wir ersehen, welchen Wert die Alten diesem Teil der Gesundheitspflege beimaßen, sie hatten noch keine so tiefgehende Kenntnis von Medizinern und Medikamenten wie wir — sie heilten alles durch den Atem. Daß diese Idee absolut nicht sinnlos ist, wird wohl am schlagendsten dadurch bewiesen, daß allen Naturvölkern Krankheit und Schwäche fremd sind; erst mit wachsender Kultur, mit der Einengung des Körpers durch alle möglichen und unmöglichen Kleidungsstücke, mit der fortgeschrittenen Zivilisation begann der menschliche Körper von der ursprünglichen Norm abzuweichen und empfänglich zu werden für Krankheiten aller Art.

Natürliche Atmung! Dies sollte jeder anstreben, der Wert auf Gesundheit, Natürlichkeit und Wohlbefinden legt. Da wird schon in der Schul-Turnstunde die Parole ausgegeben: Das Kreuz durchdrücken! Schon mit dieser Haltung, dieser gewollten Fragezeichen-Figur ist der Grund gelegt für eine gekünstelte, absolut falsche Atmung. Der Körper soll gerade, aber loder und natürlich bleiben, so daß der Atemstrom in langen Zügen unbehindert bis hinab in die Bauchhöhle fließen kann. Gerade in freier Luft, in den Tagen der Ausspannung, sollte jeder sich selbst beobachten und sich bemühen, seinen Körper auf die einfachsten natürlichen Funktionen der Atmung einzustellen. „Atmen lassen — nicht atmen“ soll hierbei der Leitsatz sein, dann wird Wochenende und jede Ausspannung zur durchgreifenden Erholung für den Organismus werden. Im Dom-Verlage M. Seitz u. Co., Augsburg, ist vor kurzem ein außerordentlich wertvolles Werk unter dem Titel „Das Hohelied vom Atem“ von Dr. med. J. L. Schmitt erschienen, das die Bedeutung der natürlichen Atem-Funktionen eingehend behandelt. Gleichzeitig gibt das Buch Anleitungen mit Bildern zu den zweckmäßigsten Übungen, um den menschlichen Organismus zurückzuführen auf das Wissen und Können der Alten. Man darf wohl sagen, daß das vorliegende Werk in hervorragender Weise geeignet ist, hinzuweisen auf die durchgreifende Bedeutung der einfachsten Funktionen unseres Körpers, die Atmung, deren Bedeutung noch längst nicht genügend anerkannt wird. Es ist längst nicht getan mit Sport und Gymnastik im Freien, der Erfolg ist gleich Null, wenn nicht das Lebenselement, der gesundheitsfördernde, natürliche Atem das Wollen unterstützt.

Josefine Schulz.

## Hauswirtschaftliche Berufsausbildung.

Der Reichsverband Deutscher Hausfrauen vereine betrachtet als wichtigste Aufgabe die Erziehung der weiblichen Jugend für die Hauswirtschaft. Hauswirtschaftliche Ausbildung für jedes deutsche Mädchen ist eine alte Forderung der deutschen Hausfrauen, die lediglich in der Kriegs- und Nachkriegszeit der handwerklichen und gewerblichen Berufsausbildung das Feld räumen mußte, da oft der Verdienst der Jüngsten den übrigen Familienmitgliedern den Kampf ums Dasein erleichtern mußte. Die Not des deutschen Volkes hat gelehrt, daß eine grundlegende hauswirtschaftliche Ausbildung für den volkswirtschaftlich wichtigsten Beruf der Hausfrau und Mutter heute unentbehrlich ist; der Ruf der deutschen Hausfrauen nach einer planmäßigen Ausbildung ihrer Töchter kann deshalb nicht mehr verstummen. In Bremen ist bereits für alle Mädchen, welche nach acht Jahren die Schule verlassen, ein hauswirtschaftliches Schuljahr obligatorisch; in Ostdeutschland bildet die hauswirtschaftliche Ausbildung der heranwachsenden Jugend das Hauptgebiet der Tätigkeit der Hausfrauenvereine (durch Vermittlung von Lehrstellen, Kurse, Abendschulen usw.). Aufgabe des R. D. V. ist es nunmehr, dafür zu sorgen, daß auch andere Städte die gleichen Wege gehen, und daß die bestehenden Berufsschulen so ausgebaut werden, daß sie die Aufgabe einer planmäßigen hauswirtschaftlichen Ausbildung der weiblichen Jugend besser erfüllen können, als es bisher vielfach möglich war. Es gilt, das Bestehende auszubauen, wobei nicht vergessen werden darf, daß die jungen Mädchen meist für einen Doppelberuf ausgebildet werden müssen, daß man also keine einseitigen Forderungen erheben darf. Jedenfalls aber ist für jedes junge Mädchen neben bzw. vor der Ausbildung für den Erwerbsberuf eine Schulung in ihrem natürlichen, dem Hausfrauenberuf, unerlässlich. Sie wird nie zum Schaden sein und im Gegenteil auch außerhäuslich noch oft Nutzen bringen.

## Rohkost auf dem Küchenszettel.

Der Wert der Rohkost wird erst seit kurzem in steigender Maße auch von der Allgemeinheit erkannt, und die Vorliebe für roh zu genießende Nahrungsmittel wächst. Für die Hausfrau ist dies auch insofern von Bedeutung, als hiermit eine oft beträchtliche Zeit- und Arbeitserparnis für sie verbunden ist, die sie dankbar hinnimmt, und die ihr wohl zu gönnen ist. Das Frühjahr bringt ja bereits allerlei Möglichkeiten, um den rohköstlichen Küchenszettel abwechslungsreich zu gestalten.

Die Zeit der Rohsalate z. B. freilich ist wohl so ziemlich vorbei, aber dafür erfreuen wir uns des jungen Schnittlauchs, der Kresse und des Kopfsalats. Erstere beiden sind auch ohne weitere Zubereitung nur auf Butterstücken gestreut und mit etwas Salz eine angemessene Frühstück- oder Abendkost, wie auch die seltenere Brunnenkresse, das zarte Radieschen und der etwas herbere Rettich. Daß Sellerieknollen, ganz feinblättrig, geschnitten und mit Salz bestreut, auf Butterbrot fast ebenso gut schmecken, wie der teure sog. englische Bleichsellerie, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Bald kommen nun auch der zarte, junge Kohlrabi, wie die jungen Karotten, beides Lederbissen für den Rohkostler. Die Tomate liefert uns das „vegetarische Beefsteak“, dem man, will man nicht ganz „fleischlos“ leben, ja auch das echte Rohgehackte zugeben kann. Doch tut man hierbei gut, sich die betr. Fleischmenge unzerkleinert zu kaufen und -daheim selber durch die Hackmaschine zu geben. Auch auf den Käsequart als willkommene und bekömmliche Bereicherung des Rohkost-Speisezettels sei hingewiesen, und zwar auch auf seine Vereinerung als Süßspeise. (Durchrühren mit süßer Sahne, geriebenem Schwarzbrot und Zucker, evtl. Zugabe von Fruchtgelee.) Mit den wärmeren Tagen wird sich auch dann das Verlangen nach Fruchtsuppen und Milchspeisen melden, die schnell bereitet, gesund und wohlfeil sind.

## Kleine Nachrichten aus dem Frauenleben.

Ein Abendgymnasium auch für Frauen wird im Herbst dieses Jahres in Berlin eröffnet. Die Teilnehmerinnen müssen abgeschlossene Volksschulbildung nachweisen können, im Berufsleben stehen und dürfen nicht unter 18 Jahre alt sein. Das Schulgeld beträgt halbjährlich 10 Mark, Bücher usw. werden bei Bedarf unentgeltlich beschafft. Anmeldungen an das Luisen-Oberlyzeum Berlin, Ziegelstraße 12.